

# Jobs nach globalem Massstab

Barber-Shop, Fitness im Park, sieben Hunde an der Leine: Das urbane Leben bringt Berufe hervor, die das moderne Stadtbild prägen. Auf den Spuren neuer Dienstleister in Zürich.



Barber Eddine Belaid mit einem Kunden in seinem Barber-Shop in Zürich.

SIMON TANNER / NZF

MELANIE KEM

Was grossstädtische Trends angeht, ist Zürich bestimmt nicht taktgebend. Wie man seinen Kaffee trinkt, welche Haarfarbe man trägt, welches mentale Training den Weg zur Gelassenheit ebnet, wird immer noch in den wirklich grossen Metropolen ausgehandelt. In Zürich nimmt man die neuen Spielarten des kosmopolitischen Lebens mit Zurückhaltung auf. Und doch zeigt sich auch hier ein von flexiblen Arbeitszeiten, Gesundheitsbewusstsein und Selbstoptimierung geprägter Lebensstil, der nach neuen Dienstleistern verlangt. Wo nachbarschaftliche und familiäre Unterstützungen fehlen, springen oftmals Spezialisten ein. Wir stellen hier vier solcher neueren urbanen Berufe vor.

## Der Mama-Coach

Mit Taschentüchern und Lächeln wirbt Simone Pestalozzi in Küsnacht (ZH) am «Mamalicious Market», einem Baby-Outletmarkt, wo erwachsene Frauen sich gegenseitig als «Mami» ansprechen,

für ihre Dienste. Diese sind gefragt, wenn der perfekte Haushalt, die Teilzeitarbeit und der Schlafmangel zu viel werden und die Berichte von Supermoms, die Karriere, Familie und die postnatale Figur perfekt im Griff haben, nicht weiterhelfen. In Wollerau oder per Skype führt die ehemalige Unternehmensberaterin und Mutter zweier Kinder ihre ehrgeizigen Kundinnen zum optimierten Zeitmanagement. Sich wiederholende Menüpläne, Online-Shopping und Haushaltskarteikarten lauten ihre aus der Prozessoptimierung abgeschauten Strategien, Lippenstift statt Schlapperlook und ein nettes Wort, wenn der Mann nach Hause kommt, ihre Beziehungstipps. Pestalozzis Meinung zu den hohen Ansprüchen: «Wir sitzen nun einmal in diesem Boot und müssen schauen, dass es schwimmt.»

## Der Dogwalker

Daniel Hächlers Schlüsselbund ist gross wie der eines Hauswarts. Bis zu sieben Hunde sammelt der ehemalige Bankangestellte und Eventmanager jeden

Morgen bei Expats, jungen Doppelverdienern oder frisch Getrennten in Zürich ein, die Geld, aber keine Zeit für ihre Vierbeiner haben. Der Arbeitstag des Dogwalkers – zwei Stunden Spaziergang auf der Allmend Brunau und ein Nachmittag im Garten – wäre wie gemacht für sportliche Hausfrauen oder clevere Studenten, die vom Statussymbol Rassehund profitieren wollen. Doch mit einem Rudel eigensinniger Hunde an der Leine muss der Dogwalker über höchste Führungskompetenzen verfügen. Zudem prüfen die Kunden auf Probepaziergängen, wenn sie ihren Rhodensian Ridgeback für bis zu 1200 Franken pro Woche anvertrauen. Hächler sieht hinter seiner Dienstleistung eine in die Schiefe geratene Gesellschaft, aber auch ein Plus für die Hunde: «Ein guter Dogwalker bietet einem Hund, was er daheim nicht erhält: das Leben im Rudel.»

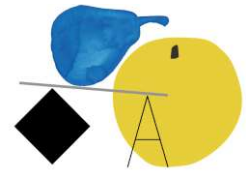
## Der Bootcamper

Keuchend sprinten sie die Treppe zur Pädagogischen Hochschule hoch, machen auf einem Schulplatz Hampel-

männer, ringen sich auf dem Platzspitz eine letzte Rumpfbeuge ab. Was aussieht wie Turnvereinmitglieder, deren Trainingsplatz im Umbau ist, sind Bootcamper, die ihren Kampf um den perfekten Körper mit der Outdoor-Erfahrung in der Gruppe verbinden. Ihr hartes 60-minütiges Training haben sie spontan online gebucht. Dass eine Umkleidekabine in den 20 bis 35 Franken nicht inbegriffen ist, stört sie ebenso wenig wie Blicke von Leuten beim Feierabendbier. «Inzwischen ist es doch normal, von einem Trainer durch die Stadt gejagt zu werden», sagt Timo Zimmermann vor der Kreuzkirche am Zürichberg. Hier hat der Fitnessökonom mit Studium zuvor Angestellte eines Jobvermittlers zu Frog- und Boxjumps angefeuert, was im Grunde altbekannte Kraftübungen sind. Eigentlich dürften Bootcamps, die nach Methoden aus amerikanischen Umerziehungslagern aufgebaut sind, nicht auf öffentlichem Grund angeboten werden. Zimmermann weiss jedoch von keinen Coaches, die deswegen Probleme hatten. Der muskulöse 29-Jährige wendet Disziplin auch bei sich selbst an: Er isst vorwiegend vegane Rohkost und versucht Trainingsrekorde zu brechen.

## Der Barber

Die durchgestylten Barber-Shops nach angelsächsischem Vorbild sind weit mehr als die logische Folge des hartnäckigen Vollbarttrends. Denn mit einem Kingshave für 189 Franken erhält der Mann von Welt neben der Schönheitsbehandlung auch die Gewissheit, sein Leben richtig zu kuratieren. Während in Dublin, Brooklyn und London tätowierte Jungs vor dem Eingang der Barber-Shops Cold Brew Coffee trinken, findet man im Barber-Shop von Eddine Belaid in Zürich Enge etwas weniger kosmopolitische Coolness, aber dasselbe inszenierte Bekenntnis zur Handwerkskunst. «Haarschnitte, die nach drei Mal Waschen vielleicht passabel aussehen, kannst du bei Leuten, die Tokio, Paris und Berlin kennen, nicht mehr bringen», sagt Belaid, der wie seine Kundschaft bereits auf der halben Welt gearbeitet hat. Wie zu guten alten Zeiten lassen seine «Jungs» – Banker, Unternehmer, Handchirurgen – ihre Bärte gerne am Morgen trimmen. Lieblingsthemen sind dabei «Klamotten, Sex und Reisen», wie Belaid verrät. Für gut ausgebildeten Nachwuchs sorgt der Unternehmer mit der ersten Barber-Schule der Schweiz gleich selbst.



AUF DER ZUNGE

## Das Wort zum Brot

Von Urs Bühler

Am Anfang war das Wort. Dann kam das Brot. Und beides liegt uns auf der Zunge, mitunter auch auf dem Magen. Doch damit sind sie längst nicht erschöpft, die Bezüge zwischen Vokabeln und Nahrung: Wengleich Silben den Mund in umgekehrter Richtung passieren, als Speisen das vorzugsweise tun sollten, sind sie ohne einander kaum denkbar.

So eng und vielfältig verwoben ist die Ess- mit der Sprachkultur, dass ihr Verhältnis in Doktorarbeiten und Büchern ergründet wird. Doch es bedarf nicht zwingend wissenschaftlicher Abhandlungen, sondern nur eines wachen Blicks im Alltag, um die Weite dieses Felds auszuloten. Als Gedicht loben wir ein fabelhaft mündendes Gericht, und umgekehrt zergeht manche kulinarische Wortkreation so unwiderstehlich auf der Zunge wie ein gelungenes Dessert: Crêpe Suzette, Tiramisu, Saint Honoré!

Jawohl, Italien und Frankreich haben in den letzten Jahrhunderten und Jahrzehnten nicht nur unsere Küche entscheidend inspiriert, sondern auch deren Vokabular aufs Angenehmste infiltriert. Daneben hat ein deutsches Erbwort wie Wurst, so beliebt diese Defizite zwischen zwei Zöpfeln in unseren Breitengraden nach wie vor sein mag, mit seiner einsilbigen Grobschlächtigkeit einen schweren Stand. Da weicht man hierzulande doch lieber auf Würstli oder den Cervelat aus, um sich mit dem Fleisch auch eine Prise Heimatgefühl einzuverleiben.

Derart untrennbar jedenfalls scheint unsere Liebe zu manchen Leibspeisen an den Wohlklang ihres Namens gekoppelt zu sein, das man sich fragt, ob sie mit einem anderen Namen der Welt auch so ans Herz gewachsen wären. Hätten etwa die Ravioli ihren Eroberungszug um den halben Globus derart erfolgreich angetrieben, wenn sie es wie ihre Südtiroler Artverwandten als Schlutzkrapfen hätten tun müssen? Das lässt sich zwar so wenig verlässlich beantworten wie die weniger appetitliche Frage, ob Kakerlaken populärer wären, wenn ihre vier Silben nicht so ekelhaft in der Kehle kratzten. Und doch schleckt keine Geiss weg, dass nebst dem Auge oftmals auch das Ohr mitisst, nicht nur bei Lautmalereien, vom Popcorn über Hacktätschli bis zum Knäckebrot.

Das also sind bloss einige von vielen Facetten der lebendigen Beziehung zwischen Nahrung und Sprache, denen diese zweiwöchentliche Kolumne gewidmet sein soll. Begleiten wird sie dabei allerdings auch die Einsicht, dass ebendieses Verhältnis bisweilen eine sperrige Angelegenheit ist. Damit sind nicht unbedingt fremdländische Gerichte gemeint, deren Aussprache unserer Zunge Verrenkungen abverlangt, als hätte sie die letzten Glace-Resten aus dem hintersten Winkel eines Cornets zu klabben. Eher geht es um die Erfahrung, wie sehr sich die Wahrnehmungen des Geschmacksniss mitunter dagegen sträuben, in passende Begriffe gekleidet zu werden – und uns auf diese Weise die Grenzen aufzeigen im menschlichen Bestreben, diese Welt mit Worten zu ordnen. Nicht zufällig besteht ja das grösste Kompliment an eine Küche darin, dass sie den Gästen die Sprache verschlägt: Der Ausdruck vollkommenen Glücks am Tisch ist oftmals kein Elabrador, sondern ein «Mmmh!», gesummt mit geschlossenen Augen. Aber auch davon später mehr.

## MEIN DING

# Caran d'Ache, Modell 844 / 0,7 mm

Er ist der wichtigste Begleiter in meinem Alltag; noch wichtiger als Kaffeetasse, Notizbüchlein und Diktiergerät. Wenn er weg ist, verschwunden unter zu vielen Unterlagen oder liegengelassen in einer Besprechung, kann ich nicht arbeiten. Und wenn er da ist, geht es manchmal auch nicht. Er streikt nämlich, immer wieder, vorzugsweise in unmöglichen Situationen, in Interviews zum Beispiel oder bei wichtigen Telefonaten. Als ob er mir sagen wollte: «Ich mach mal Pause. Du auch!» In solchen Momenten könnte ich ihn...

Aber, mein Druckbleistift und ich finden immer wieder zusammen. Warum eigentlich? Peinlichkeiten hat es schliesslich genug gegeben. Oft spielen sich diese Szenen folgendermassen ab: Journalist will bissige Fragen stellen, doch er kommt nicht weit, weil sein Schreibgerät, Modell 844 / 0,7 mm, ein Klassiker von Caran d'Ache, nicht funktioniert. Die Mine bricht ab, die Ersatzmine bleibt stecken, sie rückt nicht nach, auch auf verzweifertes Drücken und



Störungsanfällig und doch unentbehrlich.

GÖRAN BASIC / NZF

Schütteln nicht. Der Knopf oben klemmt ebenfalls, so dass allfällige Rettungsversuche – Knopf ab, Ersatzmine raus und diese unten in die kleine Öffnung eingeführt – hinfällig werden.

Dann gibt es nur einen Ausweg: Der geplagte Schreiberling muss auf einen Bleistift aus Holz zurückgreifen, der sich natürlich nicht spitzen lässt (auch diese Mine bricht immer wieder ab) und so als spitze Feder überhaupt keine Gattung macht. Noch schlimmer wäre es freilich, Hilfe anzunehmen, etwa in Form eines

Kugelschreibers mit dem Logo der Firma drauf, die man soeben in die Mangel nehmen wollte im Gespräch. Und überhaupt, Kugelschreiber! Sie gleiten dahin wie PR-Phrasen. Unsereins aber will kratzen, ritzen, Gedanken prägen – wie es die alten Griechen und Römer mit Griffeln auf Wachstafeln taten.

Zugegeben: Das wäre unpraktisch, zumal an heissen Sommertagen, da die Unterlage zu schmelzen drohte. Aber Bleistift, 0,7-mm-Mine und Papier kommen dem Ideal tiefschürfender Notizen

am nächsten. Das sinnliche Erlebnis ist intensiver als bei allen anderen Schreibgriffeln, die Papeterien heutzutage feilbieten – einen frisch gespitzten, stabilen Holzbleistift vielleicht ausgenommen. Ausserdem dienen solche Aufzeichnungen einem höheren Zweck. Es geht nicht nur darum, Dinge für später festzuhalten. Der Akt des Schreibens an sich ist mindestens genauso wichtig. Notizen, Kreise und Pfeile schaffen Verknüpfungen. Ideen entwickeln sich bereits in dem Moment, in dem der Strich aufs Papier trifft. Davon bin ich überzeugt. (Mir bleibt auch nichts anderes übrig. Ich kann meine eigene Schrift mitunter kaum entziffern.)

Mein Bleistift ist mehr als ein blosses Schreibgerät. Er ist ein Türöffner zu Geschichten. Auch zu dieser hier. Wenn nur diese Mienen nicht wären. Es gibt da nämlich noch ein weiteres Problem, beim Nachschub in der Papeterie: Welche hatte ich das letzte Mal? Die harten? Die mittleren? Ich weiss es nie.

ROBIN SCHWARZENBACH